

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1962, HEFT 7

ANTON ERNSTBERGER

Zur Wiederherstellung des Jesuitenordens

Vorschläge an Kaiser Franz II.

1794, 1799, 1800

Vorgetragen am 7. Dezember 1962

MÜNCHEN 1962

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Am 21. Juli 1773 hatte Papst Klemens XIV. durch das Breve „Dominus ac Redemptor noster“ den Jesuitenorden für aufgehoben erklärt. Schon Jahre vorher war dieser in einigen Staaten abgeschafft und verboten worden, und gerade in den ehemals katholischesten zuerst, so in Portugal (1759), in Frankreich (1764), in Spanien (1767), in Parma (1768), in Neapel-Sizilien (1768), ebenso in allen zu jenen Ländern gehörigen Kolonien und Missionsgebieten. Daß auch die Kirche ihre schützende Hand von dem einst so machtvollen, ihr treu ergebenen Orden zurückziehe und ihn fallen lasse oder daß sie wenigstens gründliche Reformen von ihm verlange, dagegen hatte sich noch der Vorgänger Klemens XIV. am Papstthron, Klemens XIII., mit Nachdruck gewehrt. Noch einmal war es für die Jesuiten bei dem Wort geblieben, das auf entweder-oder lautete: Entweder sollen sie sein, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein! Aut sint, ut sunt, aut non sint!

Nun sollten sie also auch nach dem Willen des Papstes nicht mehr sein, non sint. Das lange und heiße Ringen zwischen Für und Gegen, zwischen begeisterten Anhängern und glühenden Widersachern, zwischen offenen Freunden und offenen Feinden des Ordens hatte mit dem Siege der Widersacher und Feinde geendet. Der Orden war aufgehoben, auch vom Papst, von der Gesamtkirche abgelehnt, verurteilt und nicht mehr geduldet.

Damals, als die Aufhebung erfolgte, schon im Ernst mit der Wiederherstellung zu rechnen, war unmöglich. Dazu fehlte es an allen Voraussetzungen, vor allem an den Antrieben und Kräften, einen grundsätzlichen Wandel der Zeit herbeizuführen. Der Sturz, der in die Tiefe ging, ließ sich nicht so leicht in sein Gegenteil verkehren. Da mußte sich vieles ändern, die Stimmung, die Haltung, die Überzeugung der herrschenden Schichten wie das Denken, Fühlen und Wollen der Massen, die Lage in Staat und Gesellschaft, auch die in der Kirche. Ändern mußte sich der ganze Geist und der ganze Sinn einer Epoche. Eine solche Institution, wie es der Jesuitenorden war, mußte erst wieder gebraucht werden, ehe sie wieder gewollt und ertragen werden konnte. So,

wie der Orden bei seiner Aufhebung überflüssig, ja schädlich erschien, mußte er bei seiner Wiederherstellung nützlich, ja notwendig erscheinen, mußte es gerade denen, die ihn beseitigt hatten.

Und dazu kam es. Wie so oft, widerlegte sich auch hier das Geschehen in sich selbst.

Freilich, wäre es nur bei dem geblieben, daß einige Väter des aufgehobenen Ordens, sogenannte Exjesuiten,¹ sich weiterhin als Ordensangehörige betrachteten, ihr Treuegelöbnis hielten und auf bessere Zeiten hofften, das allein wäre zu wenig gewesen, diese besseren Zeiten auch schon wiederzubringen. Noch so tiefes und ehrliches Nachtrauern um die Vergangenheit hätte keine neue Zukunft heraufgeführt.

Wichtiger war es schon, daß einige Reste der alten Ordenswelt übrig geblieben waren und sich trotz des Einspruchs von Rom halten konnten, so die Jesuiten in Preußisch-Schlesien, wo sie Friedrich der Große als geschätzte Schulmänner unbehelligt ließ,² so die in Russisch-Polen, wo Katharina II. aus Abneigung gegen Rom den von Rom Verfolgten Asyl gewährte,³ und so die in China, wo sie als „Kalenderjesuiten“, als anerkannte Gelehrte, vor allem der Mathematik und Astronomie, am Kaiserlichen Hof zu Peking ihre schon bewährten Dienste fortführen durften, wenn auch mehr als Männer der Wissenschaft denn als Sendboten des Glaubens.⁴

Noch wertvoller wirkten sich einige Neugründungen religiöser Gesellschaften aus, die ganz im jesuitischen Geist erfolgten und die Wiederherstellung des Ordens mehr oder weniger offen zum Ziele hatten. Insbesondere waren dies die „Gesellschaft des Heiligsten Herzens Jesu“, 1794 gegründet von dem Franzosen François Léonor de Tournely,⁵ und die „Gesellschaft vom Glauben Jesu“, 1797 gegründet von dem Italiener Nicola Pacanari.⁶ Schon der Name „Gesellschaft“ in Verbindung mit dem

¹ Ludwig Koch S. J., Jesuitenlexikon, die Gesellschaft Jesu einst und jetzt. Paderborn 1934, S. 535 f.

² Ebenda, S. 617 ff.

³ Ebenda, S. 970.

⁴ Ebenda, S. 327 f.

⁵ Ebenda, S. 1763 f.

⁶ Ebenda, S. 1351 ff. – Vgl. Hubert Becher S. J., Die Jesuiten. Gestalt und Geschichte des Ordens. München 1951, S. 329, 331 f, 333.

Namen „Jesu“ sollte den aufgehobenen Orden der „Gesellschaft Jesu“ als schon neu verwirklicht erscheinen lassen, wenn auch erst noch klein und bescheiden. Hatte aber Ignatius von Loyola anders als klein und bescheiden angefangen?

Am wichtigsten und wertvollsten im Sinne der Wiederherstellung des Ordens wurde das, was als Folge der Französischen Revolution am tiefsten wirkte, nämlich die Enttäuschung über eben diese Revolution. Die flammende Begeisterung für sie, solange sie im Werden stand, schlug um in einen scharfen Kampf gegen sie, als sie voll zum Durchbruch kam. Revolution erzeugte Gegenrevolution. Revolutionskrieg hieß bald nicht nur Krieg gegen das revolutionäre Frankreich allein, sondern auch Krieg gegen alles Revolutionäre überhaupt. Viel von dem, was schon gestürzt worden war, erschien, je länger, je mehr, zu Unrecht gestürzt. Müßte man es nicht wieder aufrichten, nicht wiederherstellen? Müßte man es nicht auch beim Jesuitenorden tun? Die Überzeugung wuchs, daß man es müßte.

Wenn jetzt im Rückblick auf die Zusammenhänge des Gewordenen die Aufhebung des Ordens als einer der ersten Axthiebe gegen den Bau der alten Ordnung erschien, die neue Ordnung, genauer die wiedererneuerte, wiederzuerneuernde Ordnung sollte sich ganz auf den Fundamenten der alten erheben. Was gewesen war, sollte wieder werden.

Das Pendel strebte in seine frühere Lage zurück.

Als Kaiser Leopold II. nach kaum zweijähriger Regierung am 1. März 1792 starb und ihm sein ältester Sohn Franz II. in der Herrschaft der österreichischen Erbländer wie in der Würde eines Deutschen Kaisers nachfolgte, richtete sich die Hoffnung der Revolutionsgegner, wie vorher auf seinen Vater, jetzt auf ihn. Wenn auch erst vierundzwanzig Jahre alt, hatte der junge Regent schon klare, sichere, festumrissene Auffassungen von seinen ihm durch das Schicksal auferlegten und durch das Gebot der Zeit zugewiesenen Herrscherpflichten. Er war reifer, als die Zahl seiner Lebensjahre ihn erscheinen ließ. Freilich, er war auch starrer, abweisender, unnachgiebiger, traditionsgebundener, als es den beweglicheren Geistern aus seiner Umwelt recht war. Doch gerade das, diese Unbeweglichkeit seines Charakters,

diese Schwunglosigkeit seines Wesens, machte ihn zum geborenen Gegner aller Umstürzler und Revolutionäre. Er brauchte dieser Gegner nicht erst zu werden, er war es von Anfang an.

Ein solches Wesens- und Charakterbild, das so in sich geschlossen wirkte, hatte auch seine Kehrseite. Es hatte sie nicht zuletzt auch in der Frage der Wiederherstellung des Jesuitenordens.

Kaiser Franz II. war kein Feind des Ordens. Er war aber auch kein Freund desselben, wenigstens kein enthusiastischer, und schon gar kein solcher gleich zu Beginn seiner Regierung. Zum Freunde mußte er, wie auch sonst bei seinen Zuneigungen, erst gewonnen werden. Das ging, entsprechend seiner Art, nur schrittweise vor sich, langsam, zögernd, zäh.

Den Kaiser hielt schon die Tatsache zurück, daß der Orden seit zwanzig Jahren rechtlich nicht mehr bestand. Ihn wieder ins Leben zu rufen, dafür war der, der ihn aufgehoben hatte, vorerst zuständig, der Papst, nicht der Kaiser.

Zudem wirkte die Gedankenwelt des Josefinismus, die Einschränkung der Macht der Kirche gegenüber der Macht des Staates, in Franz II. noch lebendig und stark nach. Er fühlte sich schon aus tiefer persönlicher Ergebenheit für seinen von ihm als Ideal der Jugendzeit verehrten Oheim Kaiser Josef II. weiterhin als dessen getreuer Schüler und Anhänger, fühlte sich immer noch als Josefinist und gedachte, es zu bleiben.⁷ Das Evangeliumwort, das ihm, wie aus dem Herzen gesprochen, so recht zusagte, an das er sich hielt und halten wollte, war das Wort vom Zinsgroschen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Was des Kaisers ist, das hieß, was dem Staat gehört, sollte nach der Meinung der Josefinisten viel sein, sehr viel. Der Zins, den es hier zu zahlen galt, war hoch. Er sollte auch durch die Jesuiten, die, solange ihr Orden bestand, mehr der Kirche als dem Staat zugewendet wissen wollten und die, kämen sie zurück, sicherlich wieder

⁷ Ferdinand Maaß, Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760–1850. IV. Band, Der Spätjosephinismus 1790–1820. Verlag Herold, Wien, München 1957. In: *Fontes rerum Austriacarum*, II. Abteilung, 74. Band. – Josef Wodka, Kirche in Österreich. Wegweiser durch ihre Geschichte. Herder Wien 1959, S. 312 ff.

das Gleiche anstreben, nicht gemindert werden. Zwischen Staat und Kirche gestellt, stand der Orden natürlich auf seiten der Kirche.

So sah es der Kaiser, der junge Kaiser.

Ihm diese Hemmungen überwinden zu helfen und ihn so für den Orden zu gewinnen, darauf kam es denen an, die schon überzeugte Jesuitenfreunde waren. Hier meldeten sich viele Stimmen, solche von unten aus dem Volke, solche von oben aus der Umgebung des Kaisers. Sie sprachen alle, lauter oder leiser werbend, für die Wiederherstellung des Ordens. War auch der Kaiser dafür, war der nach dem Papst nächstwichtige Name dafür. Das erreicht, war das Wichtigste erreicht.

Mitte August 1794, zu einer Zeit, da in Paris die Schreckensherrschaft Robespierres eben gestürzt war, aber die Angst vor ihr überall noch nachzitterte, schrieb der kurpfalz-bayerische Regierungsadvokat Johann Georg Bauer⁸ aus Neuburg a. d. Donau an Kaiser Franz II. einen Brief und beschwor ihn mit flehentlichen Worten, alles aufzubieten, um die von Frankreich für die christliche Religion und alle christlichen Staaten drohende Gefahr abzuwenden. Geschähe dies nicht, so würde der von der Revolution geschürte Brand ganz Europa erfassen und das, was von den bisher erhaltenen Werten noch geblieben war,

⁸ Was sich über Johann Georg Bauer aus den Matrikeln des Katholischen Stadtpfarramtes Sankt Peter in Neuburg a. d. Donau feststellen ließ, hat Herr Staatsarchivrat Gerhart Nebinger, Staatsarchiv Neuburg a. d. Donau, ausgezogen. Ich spreche ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank dafür aus.

Johann Georg Bauer ist als Sohn des Müllers Josef Bauer und dessen Ehefrau Katharina zu Schwandorf in der Oberpfalz 1752 geboren. Er war zweimal verheiratet, und zwar in erster Ehe (15. Juni 1788) mit Maria Elisabeth Kräzerin, Tochter des pfalzneuburgischen Regierungsrates und Archivars Johann Martin Josef Kräzer und dessen Ehefrau Maria Katharina Elisabeth von Ursini; nach deren Tod (29. Oktober 1791) in zweiter Ehe (22. November 1796) mit Maria Theresia Baudrechslin, Tochter des Franz Josef Baudrechsel, Bürgermeister und Wirt zu Donauwörth, und dessen Ehefrau Maria Anna, geborene Bauer aus Edelmünster.

Johann Georg Bauer starb am 31. Juli 1799 an der Auszehrung, 47 Jahre alt, zu Neuburg a. d. Donau. Er wurde hier am Friedhof bei Sankt Georg bestattet.

der Vernichtung preisgeben. Ein solcher Hilferuf klänge wohl schrill, könnte aber nicht schrill genug klingen. Die Lage wäre wahrhaftig kritisch, „äußerst kritisch“.⁹

Wer aber trüge die Schuld, daß es mit Frankreich so weit gekommen wäre? Und wer müßte es verantworten, wenn es bald auch über Frankreich hinaus genau so weit kommen würde?

Die Antwort, die Bauer auf diese alarmierenden Fragen gab, hieß: Diese Schuld läge allein daran, daß der Jesuitenorden aufgehoben worden wäre. So sage man es allgemein. So künde es besonders laut „die Stimme der mittleren Volksklasse, welche oft das Wahre am besten durchblickt“. Und die gleiche Volksstimme behaupte, daß, wenn der Orden nicht aufgehoben worden wäre, auch die eigentliche Ursache der ausbrechenden Revolution nicht so rasch, nicht so weit und nicht so tief hätte um sich greifen können, nämlich „der Unglaube, die Freigeisterei und die Atheisterei“, oder, wie es kurz hieß, die Wühlarbeit der „Sekten“. Noch einmal, und mit betontem Nachdruck, bekam es der Kaiser als die felsenfeste Überzeugung all derer zu hören, die über die katastrophale Entwicklung der gegenwärtigen Zeit am besten Bescheid wüßten: „Die Aufhebung dieses Ordens war der Triumph jener Sekten“.

Daß die Absicht und das Wollen der Jesuitengegner in diese Richtung zielten, hätte schon der bekannte italienische Historiker Ludovico Antonio Muratori, Archivar des Herzogs von Modena, angekündigt. Er hätte auch darauf hingewiesen, daß kein anderer Orden der Kirche sich so große Verdienste im Ringen um die Erhaltung des Glaubens erwarb als der Jesuitenorden. Dieser bekämpfte aber auch den Unglauben mit aller nur nötigen Härte und Schärfe. „Die übrigen Orden behandeln selbige Sekten allzu leicht, da man so arge Wunden oft vielmehr schneiden und brennen muß“.

Die Folge davon, daß die Bourbonenhöfe die Jesuiten in ihrem Kampf gegen den Unglauben immer mehr behinderten und sie schließlich aus dem Lande trieben, wäre das geworden, was in

⁹ Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kleinere Reichsstände. Jesuitenorden 1765–1791. Faszikel 399. Orig. eighdg. Kurpfalz-bayerischer Regierungssadvokat Johann Georg Bauer an Kaiser Franz II. Neuburg a. d. Donau, 18. August 1794.

Frankreich jetzt vor sich ginge, Greuel und Verwüstung der Revolution. Wollten die anderen, noch christlichen Staaten dem gleichen Los entgehen, müßten sie an Abwehrkräften einsetzen, soviel sie nur könnten. Da aber gäbe es keine tüchtigeren und bewährteren Helfer als die Jesuiten. Sie also müßten gerufen werden. Und der dies allen voran sollte und auch am wirksamsten könnte, wäre der Kaiser. Ihm als dem „allerersten unter den katholischen und christlichen Potentaten“ käme es zu, an diese und an den Papst heranzutreten und sie zur Wiederherstellung des Ordens aufzufordern und anzutreiben, „den allerkräftigsten Antrag zu machen“. Nur so ließe sich das Unheil des Fortschreitens der Revolution eindämmen, nicht anders.

Wenn man aber sage, der Orden könne nur mit tiefgreifenden Reformen wiederhergestellt werden, würde dieser Bedingung kaum widersprochen werden, auch von den Jesuiten nicht. Auch sie würden dem zustimmen, daß es besser wäre, einen Orden mit Reformen zu haben als keinen. Die Not der Zeit verlange von allen das Ihre. Es müßte darangegeben werden, und wäre es das Äußerste.

An die Seite dieser geistigen Front wollte der Neuburger Regierungsadvokat noch eine neue militärische Front gestellt wissen. Er riet dem Kaiser, wieder unter Berufung auf „die mittlere Volksklasse“, zum „Marsch in Masse“, zur „Levée en masse“, zum Volksaufstand, zur Massenerhebung. Die Deutschen sollten in diesem Falle das tun, was die Franzosen taten, sollten die Abwehr- und Angriffskräfte der Einsatzfähigen in ihrer Gesamtheit aufrufen und ins Feld stellen, sollten Gleiches mit Gleichem vergelten, Massenheere mit Massenheeren bekämpfen.

Durch diese neue Doppelfront, die geistige, geführt von den wieder in Dienst gestellten Jesuiten, die militärische, getragen von den zu den Waffen gerufenen Volksmassen, müßte doch die von jenseits des Rheins her anbrandende Umsturzsflut gebrochen werden können. Er, Johann Georg Bauer, glaube daran. Diesen Glauben aber hätte nicht er allein. Er teile ihn mit vielen, vielen anderen. Seine, dem Kaiser unterbreiteten Vorschläge „gründen sich“, ihren Ernst und ihre Bedeutung noch einmal stark hervorkehrend, „auf die Stimme des Publikums, besonders des mittleren, wozu ich“, wie er mit Stolz hinzufügte, „selbst gehöre“.

Einen anderen Weg, den Jesuiten die Gunst des Kaisers zuzuwenden, schlugen Erzbischof-Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier und sein leitender Kabinettsminister Ferdinand Freiherr von Duminique ein. Sie rühmten die Erziehungs- und Unterrichtserfolge des Ordens als Höchstes an ihm. So sollte er auch wieder werden, was er war, Schulorden, und das nicht nur im Interesse der Kirche, sondern auch des Staates. Man wußte, daß Franz II. als Herr Österreichs ansprechbarer war, denn als Herr des Reiches. Darum hakte man hier ein.

Kurfürst Clemens Wenzeslaus,¹⁰ ein Prinz des sächsisch-polnischen Königshauses, durch seine Mutter Josefa, die älteste Tochter Kaiser Josefs I., ein Neffe zweiten Grades der Kaiserin Maria Theresia, war von Jugend an, wiewohl selbst kein Schüler der Jesuiten, für ihre Lehrmethoden hoch begeistert. Als großer Schulfreund, der er war, übertrug er in seinen Kurlanden die Leitung aller Schulen, von der Volksschule angefangen bis zur Universität, den von ihm bevorzugten Ordensmännern. Darum bedauerte er die Auflösung des Ordens ganz besonders. Er soll, als er das Siegel vom Papstbreve, das den Befehl des Ordensverbotes enthielt, löste und die ersten Zeilen überflog, in den schmerzhaften Ruf ausgebrochen sein: „*Cecidit corona capitis nostri!*“.

Die Französische Revolution, die Trier zum ersten Hauptsammelplatz der französischen Emigranten machte, vertrieb diese und auch ihn aus seinem Lande, machte ihn selbst zum Emigranten. Er fand, der letzte Kurfürst von Trier, mit seinem letzten Staatsminister Duminique,¹¹ nach einigen Kreuz- und Querwanderungen Zuflucht in Augsburg. Dem Kaiser blieben sie, Duminique, solange er lebte, – er starb 1803 –, der Kurfürst, solange es ein Reich und einen Kaiser gab, treu.

So lange bemühten sich aber auch beide, den Kaiser zur Wiederherstellung des Jesuitenordens anzuspornen. Duminique tat es besonders von der Zeit an, da er von seinem Herrn zum Kurfürstlichen Gesandten am Kaiserlichen Hof in Wien bestellt worden war (1799), und der Kurfürst unterstützte ihn dabei,

¹⁰ Allgemeine Deutsche Biographie, IV. Band, Leipzig 1876, S. 309 ff.

¹¹ Ebenda, V. Band, Leipzig 1877, S. 459 f.

soviel er nur konnte. Das Ziel wurde zwar noch nicht erreicht, – das geschah erst 1814, – aber es rückte näher.

Am 20. März 1800 legte Freiherr von Duminique dem Kurfürsten einen ausführlichen Rechenschaftsbericht darüber vor, warum nach seiner Meinung seit einem Menschenalter die Erziehung der Jugend immer tiefer gesunken wäre und wie sie wieder am besten und raschesten in die Höhe gebracht werden könnte.¹² Die erste Frage, warum der Niedergang gekommen wäre, beantwortete er damit, weil der Jesuitenorden aufgehoben worden wäre; die zweite Frage, wie der Aufstieg zu erreichen wäre, beantwortete er damit, daß der Orden wiederhergestellt werden sollte. Die Gründe des Verfalls der Sitten und aller Lebensart ließen sich in ein einziges Wort zusammenfassen, und das hieß „Aufklärung“. Daran wären sogar einige Regenten mitschuldig geworden, indem sie das alte, bestehende Ordnungsgebäude umgestürzt hätten, ohne zugleich Plan und Baustoff für ein neues zu haben. So wäre „diese Aufklärung in Ausschweifung, Verachtung alles Alten und Guten, in einen übertriebenen Freiheitsdünkel und durch die Kantische Philosophie in einen höchst gefährlichen Pyrrhonismus ausgeartet“.

Warum aber sollten gerade die Jesuiten die Erziehung der Jugend wieder in die Hand nehmen? Die Weltgeistlichen wären dafür zu ungebildet und zu wenig selbstlos. Die Klostergeistlichen taugten schon gar nicht, denn „entweder bilden sie finstere und dem Staat unbrauchbare Asketen oder werden ausschweifend, wenn sie außer ihrem Kloster sind“. Nur die Jesuiten eigneten sich in jeder Hinsicht. Sie wären „die wahren Männer, welche gesunde Vernunft, Religion und wahre Politik zu verbinden wußten“, und würden es wieder sein.

Die Wiederherstellung des Ordens zu betreiben, dafür wäre jetzt der richtige Augenblick, jetzt, da mit Barnaba Chiaramonti ein neuer Papst den Thron Petri bestiegen hätte (14. März 1800), Pius VII. Doch müßte man dabei klug, sehr klug, geradezu mit jesuitischer Bedachtsamkeit vorgehen, „mit äußerster Vorsicht

¹² Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kaiser Franz Akten, Faszikel 74, alt 75 c. Orig. mit eighdg. Unterschrift. Staatsminister Ferdinand Freiherr von Duminique an Erzbischof-Kurfürst von Trier Clemens Wenzeslaus. Wien, 20. März 1800.

und in dem größten Geheimnis“. Die Gegner, „die Illuminaten und Freigeister“, dürften nichts davon ahnen, was sich in der Stille des Schweigens und im Dunkel des Hintergrunds vorbereite. Dabei müßten besonders diejenigen Monarchen, deren Hilfe man am dringendsten brauche, am zurückhaltendsten sein, so lange, bis alles abgeschlossen wäre. Dann erst könnte man hervortreten, plötzlich und gleich ins volle Licht.

Duminique bat den Kurfürsten um dessen Zustimmung zu diesem Plan.¹³ Insbesondere sollten die in Augsburg wirkenden Exjesuiten, voran der Generalvikar und zugleich Rektor des Augsburger Kollegs, Pater Jakob Anton Zallinger, genannt Zallinger zum Thurn, ein aus einer Bozener Patrizierfamilie stammender Südtiroler, ein namhafter Lehrer des Kirchenrechts und der Philosophie nach Newtons Methode,¹⁴ zur Mitarbeit herangezogen werden. Das geschah auch unverzüglich. Der Kurfürst ließ die Jesuiten in Augsburg, wo er ja selbst lebte, die Fragen beantworten, die ihm Duminique vorgelegt hatte,¹⁵ und gab ihnen dazu Weisungen, wie Duminique und er selbst für den Fall der Neugründung des Ordens den von ihm zu leitenden Unterricht angelegt und gestaltet wissen wollten.

In den Hauptfächern sollte man sich nach folgenden Grundsätzen richten:

Für die „Glaubenslehre“ sind Evangelium und Kirchen-tradition gleichberechtigte Quellen. Der Gedanke der Gegenwart Gottes, der Unsterblichkeit der Seele, des Gehorsams gegen die Obrigkeit muß tief verankert werden. Die Achtung Andersgläubiger ist und bleibt selbstverständliche Pflicht.

„Philosophie“ heißt christliche Philosophie. Kant birgt viele Gefahren in sich. Jeder Radikalismus wirkt schädlich. Das Beispiel der Französischen Revolution zeigt nur deutlich genug, „welches Unglück für ganze Länder und Millionen Menschen durch den Umsturz der alten Ordnung und der Konstitution der Länder durch solche gefährliche und irrige Grundsätze und so boshafte und irreligiöse Schwärmer entstehen könne“.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Konstant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 59. Teil, Wien 1890, S. 114 f.

¹⁵ Siehe Anmerkung 11.

„Latein“ muß als Sprache der Gelehrten wieder mehr gepflegt werden. Es ist eine Schande, wie sehr es schon vernachlässigt wurde. Die Jugend muß wieder Geschmack an den klassischen Autoren finden.

„Geschichte“. Auch hier tut Besinnung Not. Alte und Neue Geschichte muß gleichwertig gelten. Worauf es ankommt, ist, „ein gesundes und unparteiisches Urteil über die wichtigsten Epochen und über die Ursachen derselben zu fällen, da in dieser Welt kein Effekt ohne hinreichende Ursache zu entstehen pfleget“.

„Sittlichkeit“, das ist „ein Hauptgegenstand“, wenn nicht der Hauptgegenstand, am besten dazu geeignet, jungen Menschen Beispiele für gut und böse vor Augen zu führen. „Man muß der Jugend eine von Stolz und Eigendünkel weit entfernte Hochachtung ihrer selbst beibringen und jeden Jüngling nach Verhältnis seines Standes zu seiner etwaigen künftigen Bestimmung zu bilden suchen und überhaupt trachten, daß wir wiederum christliche, fähige und vernünftig aufgeklärte Staatsmänner, rechtschaffene Räte, Beamte und Magistrate, gewissenhafte und getreue Verrechner und gute und ruhige Bürger erhalten“.

Das war, kurz skizziert, das Bild, das sich Duminique und der Kurfürst von den neuen Lehrzielen des Ordens machten. Daß es viel vom Wunschbild des Kaisers widerspiegelte, war wohlbedacht. Es sollte ja vor allem seine Zustimmung erhalten.

Ähnlich um das Gefallen beim Kaiser werbend waren auch die Fragen gestellt, die Duminique und der Kurfürst durch die Augsburger Exjesuiten Zallinger und den Philosophieprofessor Anton Saller beantworten ließen.¹⁶ Es waren insgesamt elf. Sie lauteten:

Frage 1: Lebten seit der Aufhebung des Ordens die Augsburger Exjesuiten weiterhin nach den Grundsätzen des Ordens so, als ob er noch bestünde?

Antwort: Ja, sie taten es, taten es aber nicht nur im Einvernehmen mit dem Bischof und dem Magistrat der Stadt, sondern auch mit dem Wissen des Kaisers, und zwar schon Kaiser Josefs II.

¹⁶ Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kaiser Franz Akten, Faszikel 74, alt 75 c. Abschrift. Jakob Anton Zallinger und Anton Saller an Erzbischof-Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier. Augsburg, vor dem 2. April 1800.

Frage 2: Wünschen Rektor Zallinger und seine Augsburger Mitbrüder die Wiederherstellung des Ordens?

Antwort: Ja, sie wünschen es „sehnlichst“ und sind überzeugt, daß dieser heiße Wunsch auch früher oder später seine Erfüllung finden wird.

Frage 3: Wieviel Exjesuiten sind in Augsburg?

Antwort: 28 Priester, 5 Laienbrüder, 1 Krankenwärter, zugleich Tafeldecker.

Frage 4: Wieviel Professoren und Prediger?

Antwort: 5 Professoren im Gymnasium, 6 Professoren im Lyzeum, 12 als Prediger und Seelsorger, eine Zahl, für die beiden Kongregationen der Bürger und der Handwerksgehlen und für rund 600 Studenten völlig unzureichend.

Frage 5: Wieviel Novizen?

Antwort: Vorläufig keine, doch hofft man, bei Besserung der wirtschaftlichen Lage solche aufnehmen zu können. An geeigneten Kandidaten fehlt es nicht.

Frage 6: Könnten noch einsatzfähige Schweizer Exjesuiten von Freiburg und Luzern nach Augsburg geholt werden?

Antwort: Das wäre möglich. Zu Solothurn und Freiburg sind Exjesuiten teils in Schulen, teils in geistlichen Ämtern beschäftigt. Von Freiburg kommen nicht wenige Studenten nach Augsburg, um hier ihr Studium abzuschließen. Sie gehen dann meist wieder nach Freiburg zurück und nehmen dort Lehrerposten an. Da sie „gleichsam jesuitiert“ sind, dürfen sie als tüchtig gelten.

Frage 7: Wäre auch das möglich, mit Augsburger Exjesuiten das Konvikt in Dillingen zu übernehmen und hier nicht nur den Lehrstuhl für Philosophie, sondern auch alle Fächer des Gymnasiums zu besetzen?

Antwort: Nicht leicht, wenigstens so lange nicht, bis der Orden nicht gesetzlich wiederhergestellt ist. Bis dahin leben die Augsburger Exjesuiten nur geduldet, wie unter der Vormundschaft des Magistrats. Ohne dessen Bewilligung kann keine Stelle vergeben werden. Aber auch nach der gesetzlichen Wiederzulassung des Ordens gäbe es wohl Schwierigkeiten, wenn Jesuiten und Nichtjesuiten, Weltgeistliche, nebeneinander an der selben Lehranstalt wirken sollten. Ein Jesuit tut das nicht gerne.

Frage 8: Besteht eine Verbindung mit Exjesuiten in den Reichsgebieten, besonders auch mit solchen in Böhmen und Mähren, und gibt es dort taugliche Erzieher?

Antwort: Die Verbindung besteht, wenn auch nicht offen. Es gibt dort auch geeignete Erzieher. Alle Exjesuiten, wo immer sie sind, erwarten, daß der Orden so, wie er war, im vollen Umfang und mit allen Rechten wieder erstet. Dann werden auch die jetzt irgendwo verborgen lebenden Ordensangehörigen wieder auftauchen.

Frage 9: die wichtigste und bedeutungsvollste Frage: „Ob sie glaubten, daß von den Exjesuiten noch einsichtige und geschickte Männer vorhanden seien, welche die bei itzigen Zeiten sehr schwere Stelle eines Generals und Provinzials mit der nötigen Klugheit und Übersicht zu übernehmen imstande seien?“

Antwort, die ohne jedes Bedenken erfolgt: Ja, solche Männer gibt es noch, gerade sie, die in den siebenundzwanzig Jahren des Duldens und Leidens nach der Ordensaufhebung reif und erfahren genug wurden, um die höchsten Ämter im Orden einzunehmen. Es gibt sie in den österreichischen Ländern, in Italien, im Deutschen Reich. Sicherlich hat die Vorsehung hier so manchen Anwärter „aufbewahrt“. Doch lebt ja in Weißrußland noch der Vizegeneral. Erst war es Pater Czerniewicz († 1785), dann wurde es Pater Lenkiewicz († 1798), und jetzt ist es Pater Kareu.¹⁷ Das Amt des Vizegenerals wurde weder von Papst Klemens XIV. noch von Papst Pius VI. jemals förmlich abgeschafft, so daß der Vizegeneral immer „echte, eigentliche, wahre Jesuiten unter sich“ hatte und sie noch hat. Diesem Vizegeneral käme es wohl zu, der nächste General zu werden, wenn er selbst nicht freiwillig zurücktritt oder wenn der Papst im Rahmen der Ordensverfassung nicht anders entscheidet.

Frage 10: Werden sich auch Männer finden lassen, „welche Gewicht, Erfahrung, Gelehrsamkeit und hinlängliche Menschenkenntnis besitzen“, um Studienkommissionen und geistlichen Seminarien vorzustehen?

Antwort: Auch das. In der oberdeutschen Provinz allein haben viele Exjesuiten ansehnliche Stellungen inne, so in der

¹⁷ Hubert Becher S. J., aaO, S. 328, 332.

Diözese Augsburg mehrere Pfarreien und Dechanten, in Freiburg (Schweiz) das Generalvikariat, in Luzern das Amt eines bischöflichen Kommissärs, in Chur das des bischöflichen Kanzlers. Sie dürften alle wieder dem Ruf des Ordens folgen und auf die Plätze zurückkehren, wo sie früher waren.

Frage 11: Und die zur Zeit in Dillingen a. d. Donau siedelnden Angehörigen der „Gesellschaft vom Glauben Jesu“? Würden diese, dem Jesuitenorden einverleibt, von Nutzen sein?

Antwort: In Deutschland kaum. Es sind meist Italiener und Franzosen, die weder Latein noch Deutsch voll beherrschen. Wie sollten sie da in der deutsch-protestantischen Welt mit Erfolg eingesetzt werden können? „Außer Deutschland mögen sie brauchbare Männer sein“.

Kurfürst Clemens Wenzeslaus ließ Duminique wissen, wie zufrieden er mit dessen Bemühungen um das Wiederaufleben des Ordens wäre.¹⁸ Da berechtigte Hoffnung bestände, daß auch der Kaiserliche Hof, vor allem der Kaiser selbst, dafür zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen wäre, sollte „an diesem für Staat und Kirche gleich wichtigen Restitutionsgeschäft“, wie er es nannte, nur noch mehr und noch nachdrücklicher gearbeitet werden. Es würde sich lohnen, besonders auch für den Staat.

Duminique wandte sich sofort an den leitenden Kaiserlichen Staatsminister Franz Freiherr von Thugut und, da er im Augenblick krank lag, aber keine Zeit versäumen wollte, übersandte ihm die den Augsburger Exjesuiten vorgelegten Fragen und deren Antworten darauf.¹⁹ Nun wisse man mehr über die Jesuiten und ihr Wollen. Dieses Wollen wäre, was Wien betrifft, recht bescheiden. Es ginge auf die Eröffnung der unteren Klassen eines Gymnasiums im Collegium Theresianum hinaus mit höchstens 70 bis 80 Schülern, auf ein Novizenhaus und auf einen Garten. Noch mehr über die jesuitischen Pläne zu erfahren und mitzuteilen, dafür

¹⁸ Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kaiser Franz Akten, Faszikel 74, alt 75 c. Orig. mit eigdhg. Unterschrift. Erzbischof-Kurfürst von Trier Clemens Wenzeslaus an Staatsminister Ferdinand Freiherr von Duminique. Augsburg, 2. April 1800.

¹⁹ Ebenda. Orig. eigdhg. Ferdinand Freiherr von Duminique an Franz Freiherr von Thugut. Wien, 10. April 1800.

bierte er, Duminique, sich gerne an. Doch schiene dafür eine geheime mündliche Aussprache passender zu sein als ein offener Schriftenwechsel. Jedenfalls wäre der Jesuitenorden, die „Gesellschaft Jesu“, wären die Jünger des Ignatius von Loyola weitaus fähiger als die „Gesellschaft vom Glauben Jesu“, als die Jünger des Nicola Paccanari, „die nationale Erziehung einer Monarchie zu führen“, einer Monarchie, wie Österreich es wäre. Die Jesuiten wären die weitaus Geeignetsten dazu.

Das gleiche wie Duminique riet dem Kaiserlichen Minister Thugut auch der Kaiserliche Kämmerer und niederländische Staatsrat Karl Graf von Merode-Westerloo.²⁰ Er hatte sich schon lange gründlich mit der Vergangenheit des Ordens, aber auch mit der Frage seiner Zukunft beschäftigt und kam dabei zu dem Schluß, daß es das beste wäre, den Orden so bald als möglich wieder ins Leben zu rufen, jedenfalls besser, als etwa daranzu-denken, die „Gesellschaft vom Glauben Jesu“ als Ersatz anzusehen und gelten zu lassen²¹. Das wäre sie nie gewesen und würde sie nie werden. Was aber nach Graf Merodes Meinung dafür sprach, den Jesuitenorden ins helle Licht zu stellen und seine Ehre zu retten, das legte er in einem umfänglichen Schriftenbündel Thugut in die Hände. Er berief sich dabei auf das Wort, das der Heilige Augustinus in seinen Bekenntnissen, 8. Buch, 12. Kapitel, gebraucht hatte, um zum Lesen dessen anzumahnen, daran ihm lag: Tolle, lege!

Das sollte auch Thugut tun, tollere, legere, nehmen und lesen! Denn da würde er, so glaubte Merode, das finden, was dazu dienen, aber auch dafür ausreichen müßte, den Kaiser im richtigen Sinn zu beeinflussen und voll davon zu überzeugen, daß die Wiederherstellung des Ordens nicht nur politisch ratsam, sondern geradezu politisch notwendig wäre, „une chose politiquement necessaire“.²²

²⁰ Graf Merode war vom 1. März 1787 bis zum 12. Februar 1790 Gesandter der Österreichischen Niederlande bei den Generalstaaten im Haag. Vgl. Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Band 4 (1938), S. 304, Anm. 5.

²¹ Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kaiser Franz Akten, Faszikel 74, alt 75 c. Orig. eighdg. Karl Graf von Merode-Westerloo an Franz Freiherr von Thugut. Wien, 8. September 1799, im April 1800, Ostern 1800.

²² Ebenda. Wien, 14. April 1800.

Es war kein Zweifel, daß der Kaiser für dieses Ziel der Wiederherstellung des Ordens schon jetzt gewonnen war oder doch bald gewonnen wurde. Es war aber auch kein Zweifel, daß dies, wie Merode sagte, aus politischen Überlegungen geschah. Wenn dabei schon religiöse Beweggründe mitspielten, so nicht vorerst. Soweit war Franz II. immer noch Geisteserbe seines großen Vorbildes Josef II., war immer noch Josefinist.